

## Kommt, laßt uns beten!

Von Peter Lippert S. J.

**D**as hört ihr gern, meine Freunde: Kommt, laßt uns beten! Ich weiß, daß ihr die Schwelle zu dem einzigen Heiligtum, das es gibt, überschritten habt: die Schwelle des Gebetes. Durch alle die Umbauten und Anbauten, mit denen die Menschen diesen Tempel recht sichtbar und augenfällig zu machen gedachten und mit denen sie ihn eigentlich nur versteckt haben, seid ihr vorgedrungen zum Heiligtum selbst. Und alle die lang hingedehnten Straßen, die den Weg zum Gebet bahnen sollten und die durch ihre langatmige Dehnung selbst beherzte Menschen abschrecken, bis zu wirklichem Beten vorzudringen, alle diese Straßen habt ihr schon hinter euch. Ihr wißt schon lange, daß Beten kein Überdruß und keine zeitraubende Mühsal ist. Nicht wie ein polterndes Lastfuhrwerk kommt es dahergerumpelt. Das Gebet ist etwas Fliegendes und Strömendes. Es ist aus sich selbst bewegt, und so stürmisch ist es, daß es schier keine Zeit braucht und doch alle Zeit erfüllen kann. Es läßt sich nicht nach Stunden bemessen und überflutet doch alle Stunden. Ja, meine Freunde, ihr kennt das Beten als das wundersamste Tun der Menschenseele. Und daß es gar nicht ist wie all das andere Getue, dem wir uns widmen müssen. Eigentlich ist es nicht so sehr ein Tun, wie ein Zustand, der wunderbarste, in dem eine Seele sein kann. Wenn sie ihn einmal gefunden, dann kommt sie kaum mehr heraus. Es ist, wie wenn sie ihren Gleichgewichtszustand gefunden hätte, den Beharrungszustand eines rollenden Rades, eines fliegenden Vogels, eines unaufhaltsamen Windes, der gar nicht müde wird, zu wehen. So ist das Beten, das betende Sein.

Wie gern hört ihr vom Gebet sprechen, ihr, meine Freunde! Denn ihr möchtet immerfort, daß euch alle die geheimnisvollen Ahnungen bestätigt und gedeutet werden, die euch zwar schon längst aufgegangen sind, die aber immer noch der Enthüllung harren. Ihr wißt nämlich, daß alles Beten auf ein Geheimnis zugeht, das hienieden nie ganz enthüllt wird, auf große und goldene, aber dunkle Pforten, hinter denen das Mysterium wartet. Das Geheimnis des Lebens, des göttlichen Lebens. Das Geheimnis alles Lebens. Und daß der betende Mensch an diese Pforten klopft, und jedesmal regt und rührt es sich hinter den Pforten, wie wenn eilige und leise Füße kämen und gingen, als ob man Zurüstungen träfe, die Pforten aufzuschließen. Ja, ihr wißt, es bereitet sich etwas vor, wenn ihr betet: Unsagbares, Großes geschieht, aber fern, hinter verschlossenen Toren, in endlosen Tiefen, in weiten Bezirken. Was es sein mag, dieses Geschehende, dieses sich Regende, dieses eilige und leise Gehen, das kann niemand uns sagen. Und ihr seid darob nicht einmal beunruhigt; ihr wißt gar so gewiß, daß es nur unsagbar lieb und schön ist, hell und süß, dieses Geheimnis. Denn es wird so seltsam ruhig in euren Herzen, wenn ihr betet, mögen

auch keine Pforten aufspringen. Wenn die eiligen Schritte hinter dem Tor sich auch immer wieder verlieren, ihr seid darob doch ganz ruhig. Es ist euch, wie wenn ihr schon angemeldet wäret, drüben, drinnen — nun ist alles gut. Nun wird schon die Zurüstung zu eurem Eintritt getroffen.

Da ihr so gern vom Gebet sprechen hört, darf auch ich zu euch davon reden. Ihr wißt es zwar schon lange, was ich sagen kann, gerade ihr, die ihr um den runden Tisch hier Platz genommen habt. Aber welchem Liebenden kann man etwas Neues sagen, und doch hört er unersättlich gern die Rede von der Liebe, dieses endlose Lied. So will ich auch wieder einmal euch traumselig nacherzählen, wie es in euch und um euch ist, wenn ihr betet.

Beten heißt etwas inne werden. Das, was innen ist, unter der äußern Hülle, hinter der Oberfläche, in der Mitte des Seins. Inne werden — also ist es ein Erinnern. Die Ursprünge steigen da auf in der Seele, aus denen wir kommen, die Quellen hören wir rauschen, aus denen wir geflossen sind; das, was im Urbeginn war und was immer noch ist und was ewig sein wird, was dereinst war, „im Anfang“, und was doch nie zu den gewesenen Dingen gehört. Dessen werden wir inne. Im Gebet steigen Bilder auf wie von nie gesehenen Ländern, und siehe, es wird uns, als hätten wir träumend schon alles einmal gesehen und selig erlebt. Es wird uns so weh und so selig wie einem, der die Stätten und Stunden der Kindheit wieder aufsteigen sieht. Beten ist ein Hinabsinken in den Grund, in dem unsere Wurzeln liegen. Beten ist ein Heimgehen in die Heimat, die uns geboren, Beten ist ein Rufen, das aus dem Heimweh kommt und der Sehnsucht folgt. Es ist ein Zurückschauen von einem späten Meilenstein auf längst begangene Wege. Alles Beten ist ein Abendsegen, still und dankbar und doch von leiser Wehmut erfüllt. Immer will es irgendwo Abend werden, wo gebetet wird, und man möchte zu Hause sein. Alles Zuhause aber liegt in einer Ferne: weit hinter uns und doch auch wieder vor uns, und man geht immer darauf zu. So schließen sich im Gebet alle Zeiten zusammen: vergangene und jetzige und zukünftige.

Ja, Beten ist wirklich auch ein Hineinschreiten in das Kommende, ein Hineingreifen in die Zukunft. Man erfaßt sie, soweit sie faßbar ist, und — trägt sie heim. Das heißt, dorthin, woher man kommt, in die Tiefen Gottes, wo sie gut aufgehoben ist. Beten heißt, alle Dinge nehmen und aufheben, ja aufheben in einem zärtlichen und bewahrenden und bergenden Sinn. Alles, was wir erleben und erleiden, was an Glück und Schmerz und Not und Leid uns begegnet, was wir gewonnen und was wir verloren haben, all das zusammenpacken und zu Gott heimtragen, das heißt beten. Alles Verlorene wird da wiedergefunden, das Schäflein und der Denar und das Pfund. Alles Geschehen, auch das unfaßbare, das unverständliche und untragbare, so zu nehmen und aufzuheben, daß es weiterkommt, daß es heimkommt zu Gott, das heißt beten.

O, das ist schwer, meine Freunde, aber das heißt beten. Darum ist beten auch so leidvoll; ein Ringen ist es mit einem harten Engel, ein fieberhaftes Sichabmühen ist es mit immer neu herandrängenden Dingen und Wesen und Wogen. Und während man mit ihnen sich quält, fliegen

unsere Blicke hinaus über die sich herandrängenden Reihen, die Zukunft öffnet sich, die Ahnungen und Gesichte entschleiern sich, und die Seele wird dessen inne, was sein wird. Jeder Betende ist ein Prophet, ein Seher, der in das kommende Licht und Dunkel hineinspäht, und manchmal wird ihm schaubar, was andern noch verborgen ist: Berufungen, Versuchungen, Heimsuchungen. Er beginnt zu sehen, worauf es ankommt und was ihm bevorsteht. Zuweilen, gar nicht so selten, fällt ein Blitz in die Seele des Betenden, der ihm seine kommenden Wege in ihrer Steile und in ihrer brennenden Mühseligkeit enthüllt. Kaum daß er Zeit hat, zu fragen: Herr, was willst du, daß ich tun soll? ist ihm auch schon die Antwort gegeben, das schauervolle große Muß gezeigt, das ihm auferlegt ist. Beten heißt inne werden des großen Rufenden und seines Rufes, es heißt inne werden des zitternden Willens: Siehe, da bin ich! Bevor er noch recht Zeit hatte, dem allem nachzuspüren, ist es schon wie eine furchtbare Klarheit, wie eine alles erfüllende, eine drängende und bedrängende Wirklichkeit in ihm geworden. Seine ganze Zukunft und sein Beruf sind ihm zugefallen in dem Augenblick seines Betens.

Ja, meine Freunde, der Betende geht zuweilen weit hinaus, in eine unabsehbare Ferne. Aber für ihn wird sie doch schaubar. Er geht, so weit man gehen kann, und immer heller wird sein Schauen. Denn siehe, indem er die Straße der Zeit immer weitergeht, kommt er zwar nicht an ihr Ende, denn sie hat kein Ende, aber an ihren Anfang, von dem sie ausging. Alles, was da ist, mündet in fernster Ferne wieder in den Anfang, aus dem es kam. Es ist da wie mit den Linien, die durch den Weltraum gehen. Sie sind alle gebogen und münden nach endlosen Wegen wieder dort, wo sie begonnen wurden. Und wenn das Licht auf ihnen geht, das Licht eines Sternes, dann kommt es nach atemlos langer Zeit wieder an bei dem Stern, der es sandte, und beginnt seinen Weg aufs neue. Alles Fernste ist zugleich Ziel und Ursprung, Alpha und Omega; und das wird auch der Betende inne werden; denn mit den Erinnerungen an seinen Urbeginn in den Tiefen Gottes findet er auch die prophetische Schau dessen, was dereinst sein wird. Es ist ein und dasselbe. Das ist die ewige Wiederkehr alles Seienden, das ist der goldene Ring, in dem alles Erschaffene fließt. Wenn es seinen weitesten Weg gemacht hat, siehe, dann ist es dort, wo es seinen Ursprung genommen hat. Darum heißt Beten immer wieder den Anfang suchen und immer wieder einen Anfang machen, ewig und unaufhörlich: Ich bin der Anfang, der zu euch redet, so wird ihm gesagt, und so kann er selber sprechen. Alles Beten ist ein Morgengebet. Immer wieder steht es auf am Beginn eines in sich selbst zurückkehrenden Tages; in seinem Verlauf wird es dann zu einem Abendsegnen und kehrt wiederum heim in den Morgen, aus dem es aufstand.

Ihr sollt allezeit beten, meine Freunde! So wurde euch gesagt. Und ihr könnt gar nicht anders; denn das Gebet erfüllt alle Zeiten, weil es jenseits und vor aller Zeit liegt, in einer Tiefe, aus der die Verschiedenheit der Zeiten erst herausquillt. Der betende Mensch ist immer ein versunkener Mensch, der in einer großen Tiefe lebt, weit unterhalb aller sichtbaren Dinge. Nicht als ob er nicht auch dem sichtbaren Kreis der

Welt angehörte, er ist ja nirgends ausgeschlossen. Aber sein Beten ist immer so schwer befrachtet, daß es ihn selbst mit sich hinabzieht in eine Tiefe, dorthin, wo das Unsichtbare sich ausdehnt. Alles, was sichtbar ist, Glück, Tat, Leid, Gefahr, Sünde, Tod, Liebe, Nähe, Ferne, alles wird von dem Gebet in seine Arme genommen und hinabgetragen — in den Schoß Gottes. Dort ist ein so weiter Raum, daß man immer allein ist. Und zugleich eine solche Umfassung ist dort, daß man immer zusammen ist. Gesondert und doch beieinander, und beides auf eine eigene und seltsame Weise. Merkt auf dieses Alleinsein und auf dieses Zusammensein, meine Freunde! Man ist dort mit Gott und mit der eigenen Seele und mit allen Geschöpfen vereint, aber so, daß man keines von ihnen verdrängt. Dort ist jedes Wesen und jedes Reich und jedes Recht unangreifbar, unnahbar wie eine Burg. Man steht in der Mitte von allem und zugleich stehen alle andern auch in der Mitte. Man ist allen geschenkt und doch auf sich selbst angewiesen. Es geht dort dem Betenden, wie es Adam inmitten seiner Tiere ging: Er war ihr Herr, und er gebot ihnen und gab ihnen ihre Namen, und doch war kein Gefährte für ihn bei dieser ganzen großen Schar. So ist der Betende mit allen Dingen und Wesen verbunden und verschwistert, ja er ist mit Gott selbst vereint, und doch ist er das einsamste aller Wesen, ohne jeden Gefährten; denn gerade vor Gott und bei Gott kommt es nur auf eines an, auf sein eigenes zitterndes Ich. Wie es vor Gott steht, darin kann ihm niemand helfen oder etwas abnehmen.

Beten heißt sich absondern, heißt aus der Masse hinausgehen, auf einen Berg hinauf. So wie Jesus auch seinen Körper gern auf einen Berg hinauftrug, wenn er beten wollte. Beten ist also etwas ganz Adeliges und Vornehmes; der Betende ist aufgerufen und sonst niemand. Er allein tritt vor und steht da — steht draußen in der Weite. Alles fällt von ihm ab, was sonst an ihm hing; er wird frei, wird ein großer Herr, neben dem niemand mehr steht. Und gerade so wird das Beten unsagbar schwer. Dieser Adel verpflichtet wirklich. Ihr wißt es, meine Freunde, aus euern einsamsten und schwersten Stunden. Wenn ihr betet, dann kommt nichts mehr in Betracht und in Rechnung, wohin man ausweichen könnte; ihr wißt, daß ihr euch dann auf keine Ausrede und keinen Ausweg mehr einrichten könnt. Siehe, dein Name ist gerufen aus einer unendlichen Ferne und in eine Unendlichkeit hinein. Du mußt gehen und sonst niemand. Beten ist eigentlich soviel wie sterben.

Aber siehe — dort in der Weite draußen, da wartet einer auf dich. Ach, meine Freunde, nun kommt das Wunderbarste: Wir finden im Gebet das Du, und nur betende Menschen können Du sagen. Darum können auch nur betende Menschen lieb haben, so wie man im Du-sagen es tut. Ach, ihr meine Geliebten, beten und lieben ist ein und dasselbe. Im Beten wird das Ich ganz frei und rein und bloß von allen Anhängseln. So kann es angesprochen werden von einem andern Ich, das ebenso frei und rein ist. Auch für dieses andere Ich, für dieses Du, wird das Kommen und Ansprechen erst möglich in Weite und Einsamkeit und Leere, in Nacht und Stille. Nur die Nacht ist für die Liebenden die rechte Zeit. Wer ganz

einsam geworden ist, der kann erst zweisam werden, sonst hört er das Du nicht und kann es also auch nicht anreden. Darum ist das Gebet immer und überall der heilige Raum, wo sich Liebende treffen, das Ich und das Du. Nur dort ist es so still, daß sie einander hören können mit ihrem leise geflüsterten Wort. Nur dort sind sie so allein, daß sie nicht aneinander vorbeireden, an andere Dinge hin, sondern immer nur das Du treffen, das sie wirklich meinen. Meine Freunde, wie seltsam schauervoll ist dieses Du-sagen, mit dem der Betende zu Gott kommt, und das Du-sagen, mit dem er betend ein anderes Geschöpf an sein Herz nimmt. O meine Freunde, diese Stille, diese Weite, diese Ferne, dieses Zueinandergehören in einer Welt, die sonst nichts mehr enthält!

Beten heißt also auch in Gemeinschaft stehen mit den Wesen, mit denen man betet. Und jede tiefe Gemeinschaft ist ein Beten. Wenn wir zu einem Heiligen Gottes rufen, auch das ist ein Beten, und wenn zwei Kinder Gottes nur miteinander reden, ist es schon Gebet. Wo immer zwei oder drei im Namen Gottes verbunden sind, da ist es ein Beten miteinander. Denn miteinander beten, das geschieht ja noch lange nicht, wenn man gemeinsame Worte ausspricht. Miteinander beten heißt, sich in unendlicher Ferne und Leere treffen, in jener Leere, in der eben nur noch Gott da ist als gemeinsamer Raum und Grund. Nur da kann ein Zusammensein erfolgen, wo nichts mehr dazwischen ist; denn Zusammensein ist ein Miteinandersein. Das aber kann nicht geschehen durch etwas, was man vor sich herschiebt, sondern nur durch eigenstes Dabeisein, durch Hingabe, Mitteilung, durch Ausströmen und Überströmen von einem zum andern. Die Betenden sind also immer vereint, und nur sie; denn nur sie sind wirklich und ehrlich und bis auf den Grund dabei mit ihrem eigenen Wesen. Sonst wären sie eben nicht betend. Jeder Betende langt aus sich hinaus und streckt eine Hand aus und ergreift jemand und läßt sich wieder ergreifen. Der betende Mensch ist der Gemeinschaftsmensch. Freilich immer nur von einem Ich zu einem Du und umgekehrt, nicht auf einmal und in Bausch und Bogen zu einer großen Menge. Jede Gemeinschaft ist zu allererst und in ihrem Grund nur eine Zweisamkeit. Aber sie ist eben dadurch umfassend, daß sie nach allen Seiten offen ist. Unbegrenzt ist das Du-sagen, das dort vom Betenden aus in den leeren Raum ausstrahlen kann; zahllose Male, zu jedem Stern hin, der irgendwo ist, kann das Du ausgehen, und so wird eine Gemeinschaft zu Vielen. Seht ihr, meine Freunde, die einsamen Beter sind doch die wahrhaft brüderlichen Menschen. Dort in ihrer Weite kann alles zu ihnen kommen, was da kommen mag; denn es steht seinem Kommen nichts mehr im Wege; dort ist Raum für alle, weil er durch nichts mehr verbaut ist.

Wie könnte aber ein Mensch alle Dinge zu sich kommen lassen, wenn nicht eine endlose Gelassenheit in ihm wäre? Wie könnte er alle Dinge und Geschehnisse halten, in seinen Händen und an seinem Herzen, wenn nicht eine starke Gehaltenheit von ihm ausginge? So muß also der betende Mensch sein: gelassen und gehalten. Versöhnt muß er sein mit allem, was geschieht und was kommt. Der wütende Eifer, die zornige Unduldbarkeit, der brennende Abscheu, die gewalttätige Drohung, alle diese

Stimmen und Worte, die aus engen Herzen kommen, haben in ihm nichts zu sagen. Sein Herz ist still geworden vor langer Einsamkeit, still vor der Gegenwärtigkeit seines Du. Nur so konnte er sein Herz ausweiten für alles, indem er zurückwich in die tiefen Räume, die hinter den engen Gassen liegen. Hier, in diesen Gassen, wo alle Vordrängenden und Aufdringlichen sich drängen und ihre Stimme laut erschallen lassen, da hat der Betende keine Stätte. Er gibt die Gassen preis und zieht sich zurück in geräumige, aber stille Bezirke, wo er das leise Sprechen alles Geschehens zu hören vermag, wo er die andern reden lassen kann, die mit der Not oder der Kraft ihres Wesens zu ihm kommen. Der Betende ist es, der alles verzeihen kann, weil er alles versteht, weil er seinen Richterstuhl aufgestellt hat in jenen erhabenen Hallen, wohin die gleichgültigen Streitigkeiten und die nebensächlichen Interessen nicht vordringen. Dort allein ist Versöhnung möglich und Friede, Friede! Ihr wißt ja wohl, meine Freunde, schon längst, der Unfriede unter den Menschen kommt doch immer nur von unwichtigen Dingen. Man streitet sich doch immer nur über Dinge, die auf den Gassen draußen liegen, über Abfall und Kehricht. Wenn auch die Worte der Streitenden noch so hochtrabend sind.

Wer aber in die Räume eingegangen ist, die dahinter liegen, in die heimlichen und heimeligen Kammern, in denen er eigentlich zu Hause ist, und wo er wirklich herrschen kann, der sieht schnell ein, daß es nicht der Mühe wert wäre, über jenes Draußenliegende zu streiten. Es ist doch gleichgültig, wie es liegt und wo es liegt. So ist der Betende: er ist eingegangen in ein Herzenskämmerlein, wo er allein ist mit seinem Vater und wo nur die zu ihm kommen, die auch nichts anderes suchen als den Vater. Und siehe — da erkennen sie alle, daß sie ja einig sind und versöhnt und gleichen Sinnes. So haben wir uns doch auch gefunden, ihr, meine Freunde, hier um den runden Tisch. Es liegt uns doch allen nichts an den Sachen, die in der kleinen Welt draußen Rechtssachen sind und Streitsachen und Hauptsachen.

Der betende Mensch ist aber darum doch nicht ein müder Verzichter, der alles laufen läßt, wie es will, der allem bloß zuschaut aus dem Winkel seiner Ohnmacht. O nein, meine Freunde, man kann sehr gelassen sein und doch auch sehr willig, sehr versöhnt und doch auch sehr eifrig, man kann gehalten sein und gerade darum alles halten an starker Hand. So ist der Betende. Er ist ein mächtiger Mensch, und ein Wollen ist in ihm und eine Kraft geht von ihm aus. Eine gefährliche Kraft für die kleinen und unwerten Dinge. Wenn man auch seine Stimme nicht hört draußen auf den Gassen, und wenn er das geknickte Rohr nicht bricht und den glimmenden Docht nicht auslöscht — es läge ihm ja nichts daran, dergleichen zu tun —, so schafft und wirkt er doch in der Welt, aus seiner Tiefe heraus, aus jenen stillen Gründen, in denen die Wurzeln alles Geschehens liegen. Ach, meine Freunde, euch brauche ich es wahrlich nicht mehr zu sagen, daß dort, in jenen Tiefen und Gründen nicht die Fäuste am wirksamsten sind, sondern die Gedanken, nicht das Geld, sondern das Herz, nicht der Schlag, sondern der Blick, nicht die Angst, sondern das Vertrauen. Die Welt wird erschaffen von der Liebe und gestaltet von

der Sehnsucht, von dem Glauben, von der Treue, von der Reinheit, die echt ist und wahrhaftig. Wißt ihr schon, meine Freunde, daß die Welt aus Licht besteht? Alles, was wirklich und wahrhaftig im Dasein ist, das ist Licht oder kann Licht werden. Die Finsternis aber ist nicht. Wo etwas Wirkliches sich begibt, da muß es also hell werden. Seht ihr nun, daß der betende Mensch etwas Wirkliches schafft? Es ist ja hell rings um ihn. Es ist hell um sein Haupt; denn aus ihm strahlt ein Du-sagen, eine Brüderlichkeit, eine Ehrfurcht. Und ein Verstehen, eine Güte und ein Zusammensein. Darum hat man jene Menschen, die am besten beten konnten, abgemalt mit einem hellen Schein um ihr Haupt. Ja, es ist wirklich so: Beten heißt hell machen, beten heißt ein Licht anzünden, beten heißt etwas hervorbringen und aufbauen — freilich nicht auf dem unfruchtbaren Plan abgetretener Gassen, sondern in den Wurzelgründen, aus denen die Bäume wachsen, von deren Früchten die Erde lebt und die den Garten Gottes bilden.

Dieser Wille zu wirken ist im Betenden der Wille zu schaffen, zu schenken und lebendig zu machen. Seine Hände sind gefaltet, aber doch ausgestreckt, verlangend und willig. Wie alles im Betenden ist auch dieser Wille eine große Stille, eine Gelassenheit, eine Gehaltenheit. Nicht eine Anmaßung oder Herrschsucht, nicht eine Ungeduld, nicht einmal eine Forderung oder ein Befehl. Er ist in ihm wie eine Bitte. Darum sagt man immer, daß Beten soviel sei wie Bitten. Ja, so ist es. Der Wille des Betenden geht nicht hart und herrisch auf die Dinge zu, die er schaffen will, sondern leis und behutsam geht er zu dem Du, das er lieben will. So will er wirken. Der Betende ist immer demütig wie ein Bittender, weil er sanft und geduldig ist wie ein Liebender. Er ist auch eindringlich und kann selbst stürmisch werden, so wie ein Bedrängter oder ein Gefährdeter stürmisch wird. Aber dieser Sturm geht immer nur bis zum Herzen seines Geliebten, und dort wird er still und gelassen, weil er dort in einen gar großen Raum eintritt. Selbst der gewaltigste Sturm wird dort wie ein leises Wehen und verliert doch nichts von seiner Kraft. „Herr, Du weißt alles“, sagt der Betende, und „Dein Wille geschehe“, und dann schweigt er und ist doch eine unsagbar große Kraft des Wollens und der Erwartung in ihm.

Die Gebete gleichen einer großen Heerschar von Engeln, die in langen Reihen zu Gott kommen. Die bittenden Engel bleiben gleich beim Eingang stehen, überrascht und überwältigt von der Weite des Raumes Gottes, von der Tiefe und Unerforschlichkeit seiner Ratschlüsse. Aber die dankenden und jubelnden Engel gehen weiter, sie kommen jetzt erst zu Wort, da die bittenden schweigen, und sie beginnen ihren gewaltigen Lobgesang. Ihr, meine Freunde, ihr wißt das längst; ihr wäret alle nicht hier an diesem runden Tisch, wenn ihr nicht schon das Geheimnis des Dankens wüßtet, die Freude und das Überlaufen eines vollen Herzens. Je näher ein Betender zu Gott kommt, um so mehr wird er ein Dankender. Da wird sein Beten ein Überströmen des Herzens, in dem viele Wasser zusammengelaufen sind, süße und bittere. Der so betet, der ist wie ein Baum, der lange Zeit hindurch das Wasser und das Erdreich, das im

Wasser ist, an sich gezogen und in sich hineingesogen hat mit allen Wurzeln. Und er verwandelt es in sich und gibt es wieder her, trägt es empor und breitet es aus, und das ist sein Dank: sein eigenes Wesen. Er hat aus allem, was er empfing, etwas gemacht; eine Blüte und eine Frucht hat er aus allem gemacht, aus den Tränen, aus dem Blut und aus den Steinen. Eine Blüte und eine Frucht! Und so, wie es geworden ist in seinem unverbitterten Herzen, so breitet er es aus vor Gott wie auf weitgestreckten Zweigen. Das ist sein Dankgebet. Denkt an den Baum, meine Freunde, der seine Zweige und seine Blüten in den Morgenhimmel hinaufhebt. Er sei das Abbild eures Dankens!

Aber der Baum hält auch seine krummen und dünnen Äste hin, seine Strünke, die keine Frucht bringen. Alles breitet er aus vor dem hohen Himmel und vor der Sonne, der sein Dank gilt. Seht ihr, meine Freunde, das ist das Gleichnis eures Reue-Gebetes, eurer Scham und eurer Sühne. So ist der Betende, der sich schuldig weiß, schwach und unfruchtbar, der um seine Mißratenheit weiß und seine Armut. Auch das breitet er hin vor die Augen seines Geliebten, still und lautlos wiegt er auch diese Zweige, die leeren und armen. Ist es nicht eine rührende Gebärde, dieses vertrauensvolle Winken gebrochener und verkrüppelter Äste? Und wer weiß, vielleicht sind gerade diese Äste noch die besten an ihm, ohne daß er es weiß. So wie der häßlichste und zugleich anspruchsloseste und demütigste aller Bäume, der Ölbaum, doch unerschöpflich ist im Hervorbringen seiner kleinen dunklen Früchte, die keines bunten Leuchtens sich vermessen und doch über allen andern köstlich sind. Er ist der Sünder unter den Bäumen und doch gerechtfertigt vor allen andern. So ist das Gebet des Zöllners, der erlöst heimging. So ist das Beten all derer, die schamvoll und ohne jede Forderung vor Gott stehen. Sie wissen nicht, ob sie dort stehen bleiben dürfen und warum das Herz des Geliebten sich ihnen noch zuneigen sollte. Aber sie fliehen auch nicht hinter irgend welche Sträucher des Gartens. Sie bangen, ja, aber nicht in Angst vor dem Zorn, sondern in der Erwartung eines übermächtigen Erbarmens. Sie bangen vor der Liebe, die sie nicht mehr verstehen. Da hört selbst das Verstehen auf, das doch sonst die Betenden immer noch haben, und wird zu einem Nichts-mehr-wissen. Hier wird ihre Gelassenheit überfließend, indem sie sich selbst entlassen, sie halten nicht mehr an sich und geben ihre Gehaltenheit preis, strömen aus sich selbst hinaus, als ob sie nichts werden wollten — und siehe, dieses ihr Hinausgehen wird ihr letzter Eingang. Dieses Sichverstreuen wird ihre letzte Sammlung, freilich nicht mehr in sich selbst, sondern in einem andern. Ihr Beten wird zur Anbetung.

Wißt ihr, meine Freunde, was es um die Anbetung ist? Man hat euch wohl gesagt, es sei die letzte und höchste Tat, die ein Mensch vor Gott vollbringen könne, es sei der letzte Schritt, den man überhaupt machen kann und der unmittelbar vor Gottes Angesicht geschehen müsse. Man kann in der Tat vor keinem Geschöpf einen letzten Schritt machen; denn es geht immer weiter. Aber eure eigene Erfahrung hat euch wohl auch gelehrt, daß Anbetung noch mehr ist als eine Anerkennung des höchsten



Wesens, noch mehr als Lobpreis und Bewunderung, unendlich mehr als Verehrung und Treue, ja sogar mehr als Liebe, mehr als alles, was man in Worten sagen kann. Ein schauervolles Mysterium ist sie, ein Entgleiten ins Bodenlose; die Kreatur entgleitet sich selbst und läßt sich entgleiten in den Abgrund des göttlichen Du hinein, so völlig, so ohne Vorbehalt, daß sie nur noch den einen Gedanken und Willen hat: „Alles bist Du und alles sei Du. Alles, was ich bin — sei Du es!“ Es ist das Mysterium der Übereignung alles Eigenen an das Du, des Gehörenwollens, des Hörigwerdens und des Aufgehens und Sterbens in Gott. Es ist jauchzender Untergang im Du; frohlockend, weil es die eigenwilligste Tat ist, die ein Ich setzen kann. Und doch von schwerem und bangem Ernste erfüllt: das Letzte, das zu tun blieb, und nachher ist nichts mehr, nichts, was noch bliebe. Wie soll die Liebe dieses Nichts denn ertragen? Zuweilen ist dieser Sprung in den Abgrund wie das heiße Fallen eines Gestirns, glühend und schnell, von leidenschaftlicher Liebe getrieben; zuweilen ist er wie ein letzter schwerer Gang, den ein Mensch tut, langsam und zagend, erfüllt von Bangigkeit vor dem Übermächtigen.

Es ist klar, warum eine solche Bedingungslosigkeit und Restlosigkeit nur dem unendlichen Gott geschenkt werden kann. Es wird da ein Meer umgegossen, und es wäre Wahnsinn, das Meer in ein Grüblein, in das Grüblein eines Geschöpfes gießen zu wollen. Man kann es nur in den Abgrund schütten, in dem alle Meere wie Tropfen schwimmen. Darum haben die leidenschaftlichsten Beter, die es gab, sich mit Grauen abgewandt von jeder Anbetung eines Geschöpfes, ob es nun ein goldener Götze war oder eine strahlende Sonne oder gar ein lichtiges, liebstes Menschenwesen. Schon der Gedanke war ihnen unerträglich und die Zumutung grauenerregend, so daß sie lieber als Martyrer das Leben ließen, als ihr ganzes inwendiges endloses Meer in eine winzige Grube pressen zu lassen.

Wer aber das Gebet als Anbetung einmal erfaßt hat, wem es gegeben ist, die atemraubende Größe und Kühnheit dieses Ausströmens inne zu werden, ach, meine Freunde, der ist in Tiefen hineingegangen, aus denen es keine Rückkehr mehr gibt. Aus dem leiblichen Tod kann man leichter zurückkehren als aus diesem mystischen Tod, aus diesem Liebessterben der Seele in Gott hinein, aus diesem freien und doch unwiderrufflichen Untergang alles Eigenen, den die anbetende Liebe vollzieht. Freilich ist dieser Untergang ein neuer Aufgang in einer andern Welt; denn er ist ein Aufgehen in Gott; aber ein Untergehen für die Welt der Kleinheit, der Enge und der Ichsucht ist er doch. Und es ist schwer, dieser Welt zu sterben. Habt ihr je von einem abendlichen Berg aus die Sonne untergehen sehen hinter jenseitigen Bergeszacken? Stück um Stück entgleitet sie, bis auf einen letzten glühenden Saum und dann bis auf ein letztes glühendes Fünklein und dann ist auch das plötzlich erloschen, und es überkommt euch wie eine Hoffnungslosigkeit: dieser Tag ist nun für ewig, für immer untergegangen. So ist es, wenn eine Seele anzubeten gelernt hat, sie ist für immer untergegangen hinter einem Gebirge, hineingegangen in Gott, und mag ihr Leib noch weiterleben, oder mag er sterben, oder mag er wieder auferstehen, die Seele wird nichts anderes

mehr tun als untergehen und aufgehen, nichts anderes mehr als anbeten. Venite adoremus! Kommt, laßt uns anbeten, das ist der Sinn all unserer Wege, das ist unser Gehen und Kommen und Ankommen: Beten und Anbeten!

Seht ihr nun auch, was es mit den Gebetsworten auf sich hat? Ja, meine Freunde, ich weiß, auch das ist ein Kummer, der auf euch drückt: Was sollen wir mit den Worten machen, die man uns „beten“ lehrt und heißt? Meine Freunde, laßt euch diese Worte, die ihr nicht einmal recht versteht, nicht verdrießen! Aber achtet sie auch nicht gering. Denn seht, Worte gehören doch auch irgendwie zum Beten. Freilich nicht in Massen. „Wenn ihr betet, sollt ihr nicht viele Worte machen“, sagte Er, der Meister. Aber einige Worte hat doch auch er uns gelehrt: „Vater unser...“ Wenige Worte und leise Worte. Er meinte nicht, daß wir beim Beten eine Rede vortragen oder eine Vorlesung halten sollen, zu der Gott den Hörer abgeben muß. Beten heißt auch nicht einen Aufsatz verfassen; denn Beten ist nicht eine Selbstbespiegelung, sondern eher eine Selbstverschleierung. Beten heißt, sein Haupt verhüllen und die Augen schließen und die Hände zusammenlegen wie zu einem ununterbrochenen Stillesein. Beten ist innerste Schamhaftigkeit, ist ein Verstummenwollen und eine ewige Schweigsamkeit.

Und doch, wie das Haupt sich neigt und die Hände sich falten, so formt sich auch der Mund zu einem Wort. Wenn es auch vielleicht mehr als ein Flüstern ist, wie ein halblautes und verstohlenes Sprechen. Oder es ist wie eine ausbrechende Flamme, das Gebetswort, eine Flamme, die von der inwendigen Glut nicht mehr zurückgehalten werden kann. Der Betende möchte sich ganz nach innen kehren, ganz in sich versammelt werden, aber diese Sammlung und Versammlung der Seele wird so stark, daß Flammen ausbrechen, daß Dämme zerreißen, daß Gefäße überfließen. Das sind dann die Worte des Betenden. So hat Jesus am Kreuz gebetet: Kleine, aber heiß zuckende Flammen brachen hervor aus seiner Liebe und seiner Not. Ach, daß alle unsere Gebetsworte so wären! Sie können nicht alle, nicht immer so sein. Aber ein fernes Wetterleuchten laßt sie doch sein, ein Echo von Gewittern, die irgendwo niedergingen; einen fernen Schein am nächtlichen Himmel laßt eure Gebetsworte sein, der da kündet, daß etwas Großes, Unfaßbares irgendwo in der Tiefe eurer Seelen geschehen ist, daß der Glanz von Gottes Angesicht euch getroffen hat.

## Die Heilige Schrift als Grundlage der Christianisierung Deutschlands

Von Wilhelm Sieber

**D**ie katholische Kirche ist in allen ihren einzelnen Teilen und in ihrer ganzen Entwicklung gegründet auf einen lebendigen, persönlichen, wesenhaften, klar und bestimmt erkannten und geglaubten, ins Fleisch gekommenen und zur Herrlichkeit des Vaters zurückgekehrten Christus, ihren göttlichen Stifter und Herrn. Christi Leben und Lehre mußten